

(Nachdruck verboten.)

Der Schuldige?

1) Roman von Hector Malot.
Erster Teil.

I.

Das an den Wald gelehnte und längs des Flusses gehaute Dörfchen ist eins der schönsten gelegenen Städtchen an den Ufern der Seine, und das niedlichste Häuschen gehört dem Notar. Es hat seine Fassade nach dem Quai gerichtet, ist aber von demselben durch ein Gärtchen getrennt und hat jenseits grüner Inseln, zwischen denen sich der Fluß in mehrere Arme teilt, die Höhebene von Tourville in ihren bunten Farben vor sich, sodann auf jeder Seite die Seine, welche ihren majestätischen Lauf von Etouff bis Rouen verbreitert. Letzteres kann man zwar infolge der Rauchwolken, die über beiden Städten schweben, nicht sehen, aber doch erraten. Auf der Eisenbahnbrücke und auf dem Fluße herrscht eine fortwährende Bewegung; ist es kein Zug, der mit Donnerrollen vorüberfaßt, so sind es leichte Segler oder Schleppdampfer, die den Fluß herauf und hinunterfahren: das rauhe Pfeifen der Dampfer mischt sich mit dem gellenderen der Lokomotive.

Seit langer Zeit war jenes, durch sein Alter vermoderte Haus mit seinem bemooften Garten, der ihm Ansehen und Farbe raubte, das düsterste des Ortes gewesen. Jahre um Jahre nämlich wurde es vom Vater Notin bewohnt, der als Eigentümer, sowie als Notar Mann eines früheren Zeitalters mit anderem Geschmaack und anderen Ideen, als die unserigen, war. Zu was hatte dieses alte, aber solide Haus, zu was dieser in antikem Geschmaack angelegte Garten mit den von Buchsbaum umsäumten Bieren und den grün gewordenen Steinfiguren nötig, ausgebeßert oder erneuert zu werden? Er sah es nicht ein. Was für seine Vorgänger gut gewesen, das war auch für ihn gut, und das würde auch für seinen Nachfolger gut sein. Als er sich aber endlich nach mehr dem vierzigjährigen Ausübung seiner Thätigkeit entschloß, sein Anwaltsbureau zu verkaufen, waren sein Nachfolger und dessen junge Frau nicht der Ueberlieferung gefolgt.

Dieser junge Notar, in einem kleinen Bauernhof in Caug geboren, hatte keinen anderen Unterricht genossen, als den der Elementarschule, keine andere Erziehung als die er zufällig hier und da während seiner Gehilfszeit in Rouen aufgeschnappt hatte; er zeigte mehr Verstand als seine Manieren und besaß mehr Geist als Geschmaack, und er hätte sich gern, da er weder an Luxus noch an Bequemlichkeit gewöhnt war, mit dem vorgefundenen Haus begnügt. Aber seine Frau bildet einen vollständigen Gegensatz zu ihm.

Sie war eine ideal angelegte Natur, während er plump war. Sie nahm seine Hand nur an, um aus dem Kloster zu kommen, denn für sie, als eine Waise, gab es kein anderes Mittel dafür, als die Heirat; aber um keinen Preis wäre sie in jenes alte Haus in Dörfchen eingezogen, ehe es aufgefrißt und neu möbliert worden wäre.

Das deutlich hundgegebene Verlangen eines zwanzigjährigen Mädchens, welches 120000 Franken Mitgift besitzt und zudem die Aussicht hat, von ihrem Onkel mehr als 300000 Francs zu erben, ist für einen Mann, der seinerseits nichts zubringt, unbefreitbar. Das alte Haus wurde also vom Keller bis zum Boden neu hergerichtet, das Moos entfernt, die Steine der Fassade frisch bealkt, die Jalousien und Balkongitter olivenfarbig angestrichen.

Zur Zeit des guten alten Notin und seiner Vorgänger waren die drei Räume des Erdgeschosses mehr als hinreichend. Der eine diente als Bureau für den Notar und seine Schreiber, der andere als Wohnzimmer und gleichzeitig als Salon, der dritte endlich als Küche. Aber jene Einteilung war nicht mehr schicklich. Der Vater Notin konnte wohl die Schreiber an seiner Seite arbeiten lassen, denn er hatte ihnen nichts zu verbergen. Das Amt seines Nachfolgers war weniger einfach und forderte mehr Verschwiegenheit.

Ein kleiner rechtwinkliger Bau wurde also im Garten für eine Schreibstube und eine Küche errichtet, so daß man, dank diesen neuen Räumen, die ehemalige Schreibstube in ein Arbeitszimmer für den Notar, das Wohnzimmer in einen Salon für Madame und die Küche in ein Speisezimmer umwandeln

konnte. Auch der Garten wurde ganz und gar verändert. Der Buchsbaum wurde herausgerissen, die Steinfiguren zerbrochen; man hatte eine kreisförmige Allee angelegt, die einen Grasplatz umschloß und am Rande, nach dem Quai zu, wurde ein mit bunten Glasscheiben versehener Pavillon errichtet, so daß man über die Mauer weg das schöne Panorama vor Augen hatte. Endlich wurden an dem frisch gestrichenen Gitterthor neue flammende Messingschilder des Notariatswappens angehängt, und die in der Mauer befindlichen Holztafeln wurden mit verschiedenfarbigen Anschlagzetteln besetzt, die in allen denkbaren Lettern den Namen „Monsieur Courteheuse, Notar in Dörfchen“, wiedergaben.

Dieses Häuschen mit seiner freundlichen Fassade, seinen schön drapierten Vorhängen, seinem sammtartigen Rasenplatz konnte man nur mit dem Gedanken an Glück und Wohlstand in Verbindung bringen. Seine Bewohner konnten nur Leute sein, die ein leichtes und, wie es schien, glückliches Leben genossen. Oft hörten der Notar und seine Frau, wenn sie sich Sonntags im Pavillon befanden, von den spaziergehenden Arbeitern der Umgegend diese Meinung in naiver Art ausdrücken: Mit 100 Sous täglicher Reite ließe sich's gut darin sein! Das könnte mir passen!

Eines Freitags im September ging Courteheuse rauchend in seinem hübschen, noch vom Nachtau glühenden Garten spazieren und amüsierte sich damit, die Spinnen, welche mit ihren Fäden die Rosen- und Geraniumstöcke überzogen hatten, mittels seiner brennenden Cigarre zu tödten.

Als er bei diesem Gemekel, an dem er wirkliches Vergnügen zu finden schien, in die Nähe des Pavillons angelangt war, hielt er plötzlich inne: er entdeckte in dem tags vorher umgegrabenen, gehackten Erdreich frische Fuß-Abdrücke. Was war das?

Da gab es nichts zu suchen: deutlich, unbestreitbar war das der Abdruck eines Mannesstiefels oder Schuhs, dessen ziemlich kleiner Absatz und dünne Sohle mit großer Genauigkeit auf dem frischen Erdboden abgeformt war. Der Gärtner, welcher Donnerstag Abend an dem Blumenbeet gearbeitet hatte, trug nur Holzschuhe, jene Fußtapfen konnten also nicht von ihm herrühren. Als er selbst sich bei einbrechender Nacht entfernt hatte, war die Schreibstube schon geschlossen gewesen; andererseits war zu dieser frühen Morgenstunde das Gitterthor noch nicht geöffnet worden; folglich rührte diese Fußspur weder von ihm, noch von einem seiner Schreiber, noch von einem seiner Kunden her.

Also ein Fremder war während der Nacht in dem Garten gewesen!

Diese Schlussfolgerung drängte sich ihm widerspruchlos auf. In welcher Absicht war der Fremde gekommen?

Eiligst lief er nach seinem Arbeitszimmer, um zu sehen, ob der Geldschrank durch Diebe gesprengt worden sei; er fand ihn unverfehrt, desgleichen die schwarze Ledernappe, die er auf seinem Bureau Tags vorher zurecht gelegt hatte, um sie mit nach Rouen zu nehmen. Auch in der Schreibstube seiner Leute fand er alles in Ordnung.

„Nicht bestohlen, ach!“

Jetzt konnte er wieder aufatmen; es mußte sich ja schon finden, wie und wo man sich in den Garten eingeschlichen hatte. An den Mauern, die er untersuchte, entdeckte er nichts: keine Spur von Ersteigung; das Schloß des Thores war fest geschlossen. Da der Besucher nicht aus einem Ballon niedergefallen war, so mußte er durch den Pavillon gekommen sein. Aber derselbe enthüllte auch nichts: die Fenster waren im Innern fest geschlossen und da keine Fensterscheibe zerbrochen war, so konnte niemand von außen eingebrungen sein.

Verwirrt suchte er um sich her: das Meublement des Pavillons bestand aus einem Schaukelstuhl, einigen Stühlen, einem Stiffendivan. Alles schien in Ordnung zu sein; als er jedoch ganz genau hinblickte, entdeckte er Sand und Erde vor dem Divan.

Wie und wann war das hereingetragen worden?

Er zog die Klingelschnur. Als bald erschien in dem Garten ein sehr häßliches Dienstmädchen von 45 bis 50 Jahren und stieg, ohne sich zu beeilen, mit ihren Litzenschuhen schleppend die Treppe zum Pavillon hinauf.

„Celanie, wann haben Sie diesen Pavillon reingemacht?“
Mit unbestimmtem Lächeln frug sie:

„Diesen Pavillon?“
 „Ja, diesen Pavillon.“
 „Ob ich ihn reingemacht habe? Ach ja, das habe ich
 gethan.“
 „Wann?“
 Sie schien mit einer mehr pffiffigen als einfältigen Miene
 nachzudenken; als schlaue Normännin wollte sie nicht ant-
 worten, ehe sie den Zweck der Frage kannte, um danach eine
 zu ihrem Besten eingerichtete Antwort zu geben.
 „Sie wissen wohl, daß ich nicht zwei Tage vorübergehen
 lasse, ohne den Pavillon zu reinigen.“
 „Haben Sie es gestern gethan?“
 „Vielleicht.“
 „Vorgestern.“
 „Wenn es nicht gestern war, so ist es vorgestern ge-
 wesen.“

„An welchem dieser beiden Tage?“
 „Wenn Sie mich verwirren, so werde ich niemals darauf
 kommen.“

Er zeigte ihr den Sand auf dem Fußboden.
 „Da liegt Sand.“
 „Dies ist Sand?“
 „Ja wohl. Es handelt sich darum, ob er schon seit gestern
 oder erst seit der letzten Nacht da liegt.“
 „Diese Nacht! Wer wird ihn hereingeschleppt haben?“
 „Das frage ich Sie.“
 „Sie wissen es so gut als ich.“
 „Ich werde es wissen, wenn Sie mir sagen, an welchem
 Tage Sie hier gereinigt haben. War es vorgestern? War es
 gestern, am Vormittag oder am Nachmittage?“

„Am Nachmittage habe ich Wäsche gestärkt.“
 Das war alles, was er aus ihr herauspressen konnte. Es
 war wenig, aber doch etwas. Da sie des Nachmittags nicht
 gefehrt hatte, so konnte der Sand im Laufe des Tages von
 ihm selbst oder von seiner Frau hereingetragen worden sein
 und seine Anwesenheit hatte keine Bedeutung mehr für
 ihn, — es schien ihm mit der Logik der Dinge und mit
 dem Umstande, daß die Fenster geschlossen waren, überein-
 zustimmen. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Zu „weißen Ostern“ sind wir mal nicht gekommen. Indessen
 scheinen die Festtage doch bloß „grün angestrichen.“ Man fröhelt
 dabei, wie bei den Friedens- und Osterjahren, die in unseren
 Blättern mit gewohnter, salbungsvoller Würde wiederkehren; oder
 wie bei den Glückwünschen, die dem Fürsten Hohenlohe aus Anlaß
 seines achtzigsten Geburtstages dargebracht wurden. Die alte
 Melodie! „Danke dir, gewandter Greis; denn ohne dich hätte es
 noch schlimmer kommen können.“ Bei solchem Vorkommnis ist
 die Selbsteinschätzung wahrlich nicht groß. Sich selber traut man
 nicht mehr so viel Widerstandsfähigkeit zu; also weiß man die
 Gnade und den Wit eines Ministers wohl zu würdigen, der die
 äußersten Waagnisse der Reaktion wenigstens eindämmt.

So findet der frostige Frühling nicht allzu viel Hoffungsfreude
 in Deutschland vor, wenn man von den papiernen Lustbarkeiten in
 den Zeitungen absteht.

Hatte doch auch die „fülle Woche“, die hinter uns liegt, uns
 sociale Lehren geschaffen, die in ihrer Weise eine sehr eindringliche
 Sprache sprechen. Zum nationalen Selbstgenügen haben wir noch
 lange keinen Grund; und schwere geistige Arbeit ist in Ueberfülle zu
 thun, zumal in den frommen lokalen, östlichen Kreisen. Das hat
 der Königsberger Prozeß sinnfällig wieder dargethan.

Als Frau Rosengart freigesprochen wurde, da haben sich in
 Königsberg Szenen abgespielt, die von ferne an verwandte Pariser
 Stimmungen erinnern; vorausgesetzt, daß die Nachrichten eines
 Berliner Sensationsblattes einigermaßen der Wahrheit entsprechen.
 Es fehlte nicht viel und man hätte die Freigesprochene wie
 eine tragische Heldin gefeiert. Reugier, die sich überall vor-
 drängt, das menschliche Gefühl, das sich insbesondere gegen den
 Bruder der angeklagten Frau, den Ankläger selber, lehnen möchte,
 lassen manches dabei erläßlich erscheinen. Aber daß man Frau
 Rosengart idealisieren sollte —, das erinnert dann allerdings an ge-
 wisse Auffassungen der Pariser in ähnlichen Fällen, über die wir sonst
 nicht genug schmähen konnten.

Es handelt sich aber wirklich nicht um Frau Rosengart allein
 und nicht um ein paar hundert Narren, die die Fahrt dieser Frau
 nach ihrem Gut zu einer Art von Triumphzug machten. Es gab in
 dem Königsberger Nordprozeß ganz andere Klänge, die auf eine
 Wesensverschiedenheit zwischen dem Westen und dem Osten schließen
 lassen. Hier laßt der Sprung in Deutschland. Die ostdeutsche
 Herren-Willkür beleuchtet das sociale Gemälde „greller, als selbst die
 Sittenverwilderung, die nur eine Folge der abschreckenden Herren-
 Willkür und ihrer Traditionen ist.

Formen rauher, häuerlicher Härte sind im Westen wie im Osten
 wohl bekannt. Für Empfindsamkeiten und sentimentalische Regungen
 sind die Landbesitzer im allgemeinen nicht zu haben; innerhalb und
 außerhalb Deutschlands nicht. Das sind ganz alte Erfahrungen. Es
 gab verlogene Perioden, in denen eine über-raffinierte Gesellschaft
 das Bauerndasein zum schönen Schäferspiel verkürzte; und wir selbst
 haben eine Zeit erlebt, in der jammervolle Dichter Bauernspiele voll
 von erlogener Keivetät verfassten. Da hat dann eine Ueber-Kultur,
 die krankhafte Sehnsucht überreizter Menschen die eigenen Sentiments
 in ein schöngefärbtes Idyll hineingetragen. Schwarmgeister sind die
 besitzenden Landleute noch weniger, als die Besizenden der Städte. Mit
 zähem Egoismus sind sie an ihre Scholle gebunden. Der Genuß-
 trieb wird unter solchen Umständen nicht gerade nach verfeinerten
 Mitteln auspähen; aber erst wenn er sich mit der Herrenwillkür
 in dem Maße verbindet, wie man es aus dem Königsberger Prozeß
 und aus dem Leben des ermordeten Gutsbesizers Rosengart er-
 fahren hat, zeigt er die vollen Entartungsformen. Es giebt da
 einen Absolutismus im kleinen, der keine Grenzen mehr einhält.
 Es fehlt jede Kontrolle einer höheren Gemeinschaft. Wie es
 geistige Störungen giebt, bei denen es zu verwilderten
 Thaten kommt; der Thäter aber schämt sich ihrer
 nicht, weil ihm das Gefühl der eigenen Verantwort-
 lichkeit fehlt: so war ein charakteristisches Zeichen der Entartung auch
 im Hause Rosengarts gegeben: Die Ungeniertheit bei aller Ver-
 wilderung. Nicht einmal die Mühe nimmt man sich mehr, zu
 heucheln.

Die Heuchelei wäre dann das Kompliment, daß man vor der
 Oeffentlichkeit macht. Aber das hat der ostdeutsche Landherr nicht
 nötig. Sein maßloser Egoismus, sein Herrenbewußtsein fragt nichts nach
 einer öffentlichen Kontrolle. Wenn Herr Rosengart bewußtlos im Kinnfal
 aufgefunden worden wäre, er hätte doch beim Erwachen keinen moralischen
 Raubjammmer empfunden. Er hätte nicht das Gefühl besessen, sich
 vor seinen Leuten entwürdig zu haben. In Leuten seines Schlags
 steckt allerlei von dem egoistischen Dünkel, den die Anekdote von der
 Baronin und dem Kellner verrät. Vor dem Kellner laun die
 Baronin auf jede weibliche Scham verzichten, denn „ein Kellner ist
 kein Mann“.

Die Rosengarts im Osten genieren sich nicht. Ihre Herren-
 willkür stiege im Westen auf ein höheres Wertbewußtsein der eigenen
 Leute selber. Das bewahrt vor der Schrankenlosigkeit, vor
 der wüsten Entartung. Im allgemeinen wenigstens. Herr
 Rosengart genierte sich durchaus nicht. Wozu auch? Waren
 denn „seine Leute“ Menschen gleich ihm? Konnten sie
 über ihn, wie über Hresgleichen eine Kontrolle ausüben? Für ihn
 wog sein Landbesitz doppelt und dreifach, als Besitz in unseren Tagen
 sonst schon wiegt. Wenn er sich Viehisch betraut und seine Frau
 mißhandelte, wer von seinen Leuten sollte dabei etwas finden?
 Sein Selbst- und Herrenwahn ließ derlei Fragen gar nicht auf-
 kommen. Im völligen Alkoholismus trieb er es manamal schlimmer
 als andere seines Schlags; denn er reizte seine Arbeiter
 zu so verzweifeltsten Thaten, daß Frau Rosengart Grund zu
 haben glaubte, es werde einmal zu einer blutigen That
 kommen. Wo solche Herren- und Potentatzen- Zustände
 auf dem Lande existiren wie in Ostpreußen, da wird gewiß
 das Selbstbewußtsein der Landarbeiter noch nicht, wie es zu wünschen
 wäre, besonders empfindlich sein. Wie soll muß es bei Rosengarts
 gekommen sein, wenn verzweifelte Ausbrüche befürchtet werden
 mußten?

Diese innere Verwilderung von Herrenwillkür ist bezeichnender,
 als selbst die Vorgänge auf dem sexuellen Gebiet in der Familie
 des Landbesizers. An das Kummermärchen von der ländlichen Ein-
 salt und paradisischen Schuldlosigkeit hat ja ein ernsthafter Mensch
 niemals geglaubt. Ueber das großstädtische Sodom loszuziehen, ist
 ja die berufsmäßige Pflicht gewisser Sitteneiferer des Ostens. Man könnte
 selber sie lachen, müßte man sich nicht gegen sie wehren und hätten
 sie im heutigen Deutschland den Machteinfluß nicht, den sie in
 Wirklichkeit haben.

Der ostelbische stidige Geist, der ostelbische rücksichtslose Herren-
 egoismus wird dem gesamten Deutschland noch Mühen und Kämpfe
 genug auferlegen. Bei dem Gedanken an ihn belohnt man das
 Fröheln.

Zur Hoffungslosigkeit läuten die Osterglocken diesmal nicht ein.
 Arbeit über Arbeit im Innern wird zu schaffen sein, will man das
 stumpfe Unbehagen überwinden, das gegenwärtig die Situation —
 und nicht nur bei uns in Deutschland — charakterisiert. Keine
 allzu tiefe Erregung, kein Lust-, kein Unlustgefühl von beträchtlicher
 Reizhöhe. Noch immer ist die Stadt Berlin die wartende Witt-
 stellerin, und Herr Kirchner ist noch immer nicht wohlbestallter
 Oberbürgermeister. Man fügt sich und erträgt es, wie man ein
 kleines chronisches Leiden erträgt. Noch immer zanken sich Scharf-
 macher und Verhüter um das geplante Zuchthausgesetz, das nur
 democh als Ostergabe dem Reichstage beschert werden soll,
 wenn er in der kommenden Woche wieder zusammentritt. — Der
 Reichspalast hat nun keinen Baumeister mehr, aber immer noch
 keine Instruktion, um die man sich seinerzeit so ereiferte.

Und anderswo geht es ähnlich mit den chronischen Leiden. In
 Oesterreich hat der lächelnde heitere Graf Thun noch immer ohne
 Parlament „fortgewurteilt“ und noch immer den Sprachenfreit nicht
 gelöst. Jetzt zu Ostern will sogar die hohe Geistlichkeit
 über das große chronische Leiden berathen. Eine Bischofs-
 konferenz wird sich mit dem neuesten Schlagwort „Los

von Rom" beschäftigen. Die deutschen Nationalisten agitieren nämlich unter dem Schlagwort: „Los von Rom!" für den Uebertritt deutsch-nationaler Katholiken zum Protestantismus. Mit echt österreichischer Hoffnungsduftelei glauben die guten Leuten, mit ihrem Geschrei und mit ein paar Duzend von Uebertritten gewaltige Heldenthaten verrichtet zu haben. Welches naive Unterschätzen einer alten, großen Organisation, und welche Schwärmerei, harte, national-wirtschaftliche Kämpfe mit religiösen Demonstrationen und Kulturkämpferischen Neigungen wider die katholische, vielfach gewiß slavischere Geistlichkeit lösen zu wollen!

In Frankreich ist der Drehfus-Gandel mit seiner weiten Perspektive, dem echt modernen Kampf zwischen dem Bürgerthum und dem Militarismus, zur chronischen Plage geworden; und in Italien, wo sollte man anfangen und wo aufhören, die chronischen Nöte aufzuzählen?

Aber die winterlichen Rückstände im waffenstarrenden Europa müssen doch überden werden. Trotz allem, was zu thun übrig bleibt, trotz aller augenblicklichen Verdrossenheit, die heißen, belebenden Frühlingsschwüme lassen sich nicht unterkriegen. Sie sind das Schöpferische. Sie durchbrechen den Stillstand. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

gk. Berliner Osterfeiertags-Vergnügen vor 50 Jahren. Die Zahl der Vergnügungen, die dem Berliner zu Gebote stehen, hat in dem letzten halben Jahrhundert eine gewaltige Vermehrung erfahren. Das zeigt am besten eine Zusammenstellung der Vergnügungsorte, die man in den Osterfeiertagen von 1848 in Berlin besuchen konnte. Zu den feineren Vergnügungen gehörten, wie der „Vär" erzählt, das Konzert bei Kroll, Anfang 4 Uhr, Entree 5 Silbergroschen; Table d'hôte, das Couvert 15 Sgr., im Hofsäger „großes" Militärkonzert, Entree 1 Sgr.; Konzert von Josef Gungl im „Sommer's Salon", Entree 5 Sgr., Loge 10 Sgr. Weniger fein war eine Reihe von Konzerten, die für 1 1/2 Sgr. von 5—10 Uhr dauerten, bei denen man auch an einer Blumenverlosung teilnehmen konnte, oder die sich bescheiden nur als „Trumpeteumspiel" ankündigten, oder Bälle, auf denen um 12 Uhr große Polonaise durch den Garten stattfand; in wieder anderen war Entree nach Belieben zu zahlen, oder Biere und Speisen wurden durch „fahrende Kellnerinnen" in einem Nationalkostüm verabreicht, oder die Bedienung fand durch „Feen" statt, oder eine „freundliche Dänin" in „dortigem" Volkskostüm hatte die Aufsicht übernommen. Von großen Sehenswürdigkeiten konnte der Berliner den „Zauberpalast" des Herrn Robin aus Paris am Spittelmarkt, das mechanische Museum und das anatomische Kabinett von George und Freher auf dem Gendarmenmarkt sich ansehen — in letzterem war auch die Bauconjonische Ente zu bewundern — ferner die Tulpen- und Hyazinthen-Ausstellung in der Fuchstraße, wo er ein Blumenbouquet gratis erhielt, das Diorama von Karl Gropius oder das „große mechanische Kunstwerk, durch 20 automatische Figuren belebt", zu herabgesetzten Preisen besuchen. Wenn es ihm Spaß machte, konnte er auch mit der „konzessionierten Omnibus-Compagnie" die Chausseestraße hinauffahren. Drei Theater standen zur Verfügung mit folgenden Repertoire am 1. und 2. Feiertag: Opernhaus: „Don Juan"; Schauspielhaus: „Emilia Galotti", „Götter von Verlichingen"; Königstädtisches Theater: „Das demooste Haupt" von Robertus Benedix, „Einmal hunderttausend Thaler" von Kalisch, eine damals ungemein beliebte Posse. —

Theater.

Lessing-Theater. Nach und nach wird uns die ganze literarische Jugend Wiens vorgeführt. Am Donnerstag führte man im Lessing-Theater das Erstlingswerk „Lumpen" von Leo Hirschfeld auf. Auch des Wiener's Hirschfeld nahm sich, wie seines Berliner Namensvetters, gleich im Anfang eine gewisse Ammenzärtlichkeit an. Fast will es scheinen, als sei dies ganze Jungwien eine aufgepöppelte Erscheinung. Wien ist im Kunstleben von heute provinziell geworden. Selbst die Wiener Schauspielerei, auf die der überhitzte Lokalpatriotismus von Wien immer so sehr pochte, ist teilweise verkauert. Sonst wären so gährende Erfolge, wie sie neulich Fel. Elise Lehmann im „Fuhrmann Henschel" am Wiener Vurgtheater erzielte, nicht recht zu verstehen. Das provinziell gewordene Wien hat nun das Bedürfnis, „seine Kunst" — seine Dichterschule" zu haben und sie in provinzieller Manier hochzuhalten. So schafft es sich seine gefeierten Genies, deren Künstlerkronen aber außer dem Reichbild der heimischen Stadt rasch an Glanz verlieren.

Leo Hirschfeld hat für seine Erstlings-Komödie sogar einen öffentlichen Aufmunterungspreis von tausend Mark erhalten; und doch ist seine Bohémekomödie ein Nachtreter. Aber, wie man in provinzieller Weise zu sagen pflegt, „unsere Stadt" hat auch ihre Bohémédichter. Für Deutschland ist die Entwicklung, wonach die jungen zigeunermend Künstler sich empfindsam selbstbespiegelten, zunächst vorüber. Der Wiener Hirschfeld konnte in Wien mit seiner Bohémekomödie noch etwas Neues sagen. Er thut es, wie ein betriebsam findiger Kopf, nicht so sehr als schöpferischer Geist. Doch schon der Betriebsame, wenn er es halbwegs ernst meint, wird mit Stolz herumgereicht.

Bei der Schilderung der Wiener Bohème ist das Lächerliche im äußeren Gehaben der jungen Kunstzigeuner lebhafter herausgekommen, als ihr inneres Weh. Das drückt die Stärke und die Schwäche der Komödie aus. Aus der Umschreibung des äußerlichen Wesens der Kaffeehausbummler dringt sie nicht zum inneren Jammer dieser Leute vor; sie wird manchmal lustig, bleibt gefällig auch in ihren satirischen Absichten, da sie alle eindringliche Bitterkeit wehmütig oder vielleicht vorsichtig vermeidet. Das giebt am Ende ein geschicktes Spiel, aber keine fesselnde Kraft. Bald bekommen die von der zahlungsfähigen Moral, bald die künstlerischen „Lumpen" eins ausgewischt; aber ich wüßte nicht zu sagen, woran der vorsichtige Autor mit seiner Seele hängt. Das ist nicht die angebliche Objektivität des naturalistischen Schilderers, das ist schon berechnender Absicht gleich.

Der junge Herr Ritter ist der begabteste unter der wilden Kaffeehausrunde. Um ein Drama von ihm dreht sich die Komödie. Wird der revoltierende Dichter der theatralischen Konvention und den Philistern zuliebe sein Werk umfüllen oder nicht? Er hat das Zeug zur Härte nicht. Er schmilzt vor den weichen Bitten eines kleinen Mädchens. Er verrät seine Kunstprinzipien und wird ein gemachter Mann. Er heiratet gut bürgerlich, und gegen die Mit-Lumpen von ehemals wie gegen sein kleines Mädchen wird er, wie es die inwendig Brutalen immer werden.

In der Art, wie dies überlegen gleichsam und wie ein heiteres Stück von Selbstverständlichkeit vorgezogen wird, klingt für mein Empfinden etwas arg Blasiertes unangenehm durch. Dem Publikum gefiel die Sache bis auf den Schlusatz. Sehr wirksam waren Herr Farno als unbelämmertes Wiener Blut und Herr Bonn in der Gestalt des abtrünnigen Ritter. —

Musik.

Aus der Woche. Die Anpassung an die Jahreszeiten und an ihre heidnischen Feste war eine der fruchtbarsten Klugheiten des zur Kirche weitergebildeten Christentums. Innerhalb des ihm entsprungenen Kunstlebens hatte namentlich die Musik Gelegenheit zu einer solchen Anpassung, und wir merken sie auch heute im profanen Leben noch durch die Zusammendrängung geistlicher und durch das Zutritreten weltlicher Konzerte in der Osterzeit. Insbesondere handelt es sich um das „Oratorium", jenen eigentlichen Nebenweig in der Entwicklung des Dramas, der sich insbesondere durch Haendel zu der bis heute wenig veränderten Form verteilter Erzählungen und Betrachtungen gefestigt hat, und speziell um die „Passion", d. h. die musikalisch-dichterische Darlegung von Christi Leidensgeschichte und ihre Verwertung zu lyrischen Ergüssen — jenes durch einen Erzähler, den „Evangelisten", und durch beteiligte Personen, dieses insbesondere durch Gesänge einer „Gemeinde", zum Teil der mitsingenden Gemeinde des Publikums. Natürlich war die Karwoche die passendste Zeit für solche zunächst als wirklicher Gottesdienst aufgeführte Passionen. Wohl als der Höhepunkt dieser Musikart gilt auch heute, wenn schon längst nicht mehr im gottesdienstlichen Rahmen, Bach's „Passionsmusik nach dem Evangelisten Matthäus." Wir hatten (am 5. und 26. v. M.) einige Voraussetzungen der diesmaligen Vorführung durch die Singakademie gemacht und hörten nun am 30. v. M. die öffentliche Hauptprobe.

Jenes subjektive Moment der lyrischen Ergüsse war in der, anfangs zwischen dramatischem, epischem und lyrischem Hauptcharakter schwankenden Geschichte des Oratoriums und zumal der Passion am stärksten während des späteren 17. und 18. Jahrhunderts hervorgetreten. Wenn nun heute eine etwa vierstündige Passionsmusik um nahe ein Viertel gekürzt wird, dann kennzeichnet sich die veränderte Lage deutlich dadurch, daß vorwiegend die lyrischen Betrachtungen eingeschränkt werden. So geschieht es gewöhnlich und geschah es auch diesmal bei der Matthäuspassion. Wenig war gestrichen von der Rolle der Evangelisten, einer der höchst liegenden Tenorpartien; gegenüber einer so großen Aufgabe verdient unter den Solisten — die so gut waren wie nicht häufig bei einem Oratorium — Herr Carl Dierich besondere Anerkennung. Die vielleicht beste Gesangsleistung bot die Altistin Frau Keller-Wolter; Herr Arthur von Ewehl führte, trotz Nennung eines zweiten Bassisten auf dem Programm, sämtliche Basspartien und zwar ebenfalls anerkanntenswerth durch, und auch die Sopranistin Fel. Strauß-Kurzweil bot trotz einer nicht völligen Ausgeglichenheit und Ruhe der Stimme doch eine sympathische Leistung. Der Chor der Singakademie, in zwei vierstimmigen Gruppen nebeneinander aufgestellt, und das philharmonische Orchester führten die zum Teil höchst erregten Ensemblestücke vielleicht nicht immer mit der andersono zu findenden Präcision und Frische, aber doch mit gewaltiger Wirkung durch.

An diese von 1/2 5 bis 1/2 8 Uhr dauernde Probe schloß sich von 1/2 8 an die Probe des 10. „Symphonie-Abendes". Diese letzten zwei von den derartig aneinander gereihten fünf Geduldstunden mußten nun schon einem Vertreter verbleiben; er konnte von einem ganz mächtigen Eindruck berichten, den wieder Beethoven's „Reunte" machte, und von einem geradezu kolossalen Weisfall, der Herrn Weingartner zu Teil ward.

Eine andere „Passions-Cantate" brachte uns wieder in der Garnisonkirche der Oratorienverein. Karl Heinrich Graun (1701—1759) war unter Friedrich II. der Führer des italienischen Musiklebens in Berlin. Sein „Tod Jesu" (Text von Ramler) ist trotz einer breiten Langweiligkeit und Simpelsheit und trotz der vielen schon ins Romische gehenden figurenreichen Wieder-

Hollingen („so steht der Held, so steht der Held“ und dies tugend Male weiter) berühmt geblieben, kam meisten wohl wegen der echten Gesanglichkeit der Stimmen; aber auch die Komposition lohnt gegen Ende, mit Hinzutritt von Holzbläsern zu den voreerst allein herrschenden Streichern und durch die wunderbar innige Stelle „Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda“, den aussharrenden Hörer. Der Vereinschor zeigte viel guten Willen, und die hoch hinauf reichende Baritonstimme Herrn Emil Seberin's entwickelte sich, trotz manches unklaren Vokalstreifens, im Verlauf seiner Vapartie recht gut.

Ein Stück Musikgeschichte wird erfreulicherweise in dem Konzert des Kirchen-Chores unter Professor W. Freudenberg entrollt, das in der „Kirche mit dem langen Namen“ stattfand. Da gab es eine berühmte achttimmige Crucifixus von Antonio Vitti (1665—1740), einem späten Vertreter der „venetianischen Schule“, und von Tommaso Lubovico de Vittoria (1540—1608), dem nahe an Palästina stehenden Vertreter der „römischen Schule“, eine seiner „Improperia“, d. i. vorwurzvolle Klagen aus altem katholischen Gesangsbuch; dann neueres bis herauf zu Rheinberger und zu Freudenberg selbst, von dem u. a. ein achttimmiger Chor „Selig sind die Toten“ sehr eindrucksvoll wirkte, trotz einiger Unreinheit der ausführenden Stimmen. — Wer ein gutes Billet für einen Altarstuhl gekauft hatte, durfte in der Heringsstommenenge dieser Stuhlfreien die „Billigen“ beneiden, die es sich in den Bänken so bequem machen konnten.

Für all diese Musik besteht immer die große Verschiedenheit, ob sie als ein Bestandteil kirchlichen Lebens oder als „reines“ Kunstwerk aufgefaßt wird; jenes in früherer, dieses in jetziger Zeit überwiegend. Der erstere Fall ermöglicht eine Zufriedenheit mit künstlerisch Minderwertigem, der letztere kaum. Der erstere kommt dem überlauten Erfolg der kirchlichen Kompositionen des jungen Priesters Perosi zugute, ergänzt durch den Umstand, daß die vatikanische Welt, seit Jahrhunderten künstlerisch verarmt, nunmehr etwas besitzt, woran sie sich klammern kann. Perosi hat seine Kompositionslehre gut studiert und verfügt auch über eine nicht üble freie Akkordführung, wie man sie vor längerer Zeit noch nicht gewohnt war; Übungsaufgaben aus der Harmonielehre und einige geschickte Orchesterstellen kann man bei ihm jedenfalls hören. Seine „Passionsmusik“: „Das Leiden Christi nach dem Evangelisten St. Markus“ war bei uns bald nach der „Auferweckung des Lazarus“ (vergl. Bericht vom 8. v. M.) durch den „Caecilienverein“ unter Professor Alexis Holländer zu hören und wurde am Karfreitag im Theater des Westens wiederholt. Eine so eintönige, fast von Stelle zu Stelle beliebig vertauschbare, die wichtigsten Textstellen gleich matt wie alles andere behandelnde Musik dürfte seit langem nicht dagewesen sein. Wie hell ward es, als dann eine Arie aus dem Wiedens-fohn'schen „Elias“ folgte (dessen gleichzeitige Aufführung im „populären Philharmonischen“ wir leider veräumen mußten); und als gar ein Mozart kam (die „Titania“, da waren auch die Welt und — der Himmel helle wiedergekommen! — sz.

Physiologisches.

— Einfluß einiger Genußmittel auf die Stimme. Nach „Good Health“ üben gewisse Speisen oder Getränke auf die Stimme einen unleugbaren Einfluß aus — die Stimmen des Alkoholikers und des Rauchers sind ja bekannte Beispiele für diese Behauptung. Der Speichel besorgt durch seine glättenden Wirkungen die Stimme. Eßig übt dagegen einen ganz entgegengesetzten Einfluß aus. Die rauesten Stimmen haben nach jener Zeitschrift die Pepselwein-Trinker unter den Männern und die Birnen-Esserinnen unter den Frauen. Dagegen können andere Säuren wiederum einen sehr heilsamen Einfluß auf die Stimme ausüben; süße Orangen sind günstig, und nichtvergohrener Zitronensaft in Wasser gelöst, ist ausgezeichnet für die Stimme. Was jedoch in allen Speisen sorgfältig vermieden werden muß, ist der Pfeffer, aus demselben Grunde auch alle allzusehr gewürzten Tunten und reizenden Gebäck. Zuder führt oft zu entzündlicher Reizung des Gaumens und zur Erschlaffung der Stimmbänder. Gezuckerte Gerichte, Sahnen, Kompotts u. s. w. müssen so viel als möglich in den Speisen von Personen vermieden werden, die ihre Sprachorgane oft und viel gebrauchen sollen. —

Aus dem Tierreiche.

— Wasserbewohnende Schmetterlinge und Raupe. Die zahlreichste Käfer, Wanzen, Spinnen und Milben sich dem Wasserleben angepaßt haben, so giebt es, wie die „Zeitschrift für Naturwissenschaften“ berichtet, nach den Untersuchungen von H. Rebel auch eine Anzahl von Wasser-Schmetterlingen. Allerdings dürften die flügellosen Weibchen des europäischen Acontropus niveus die einzigen Schmetterlinge sein, die im ausgebildeten Zustande, als Imago, unter dem Wasserpiegel an Pflanzen sitzend, anzutreffen sind. Dagegen giebt es eine ganze Reihe von Schmetterlings-Raupen, die einem dauernden Aufenthalte unter Wasser sich angepaßt haben. Den einfachsten Fall dürften die Raupe der zu den Varen gehörenden neuveltischen Gattung Palustris repräsentieren. Diese Tiere, welche die Wasserpflanzen schwach fließender Gewässer bewohnen, vermögen außer Kriechbewegungen auch aalartige Schwimmbewegungen auszuführen. Zur Atmung dient

ihnen wie den Landraupen ein Tracheensystem. Durch Herausstreifen des Hinterleibes aus dem Wasser verschaffen sich die Thiere die nöthige Atemluft, indem nämlich zwischen den langen und konpliziert gebauten Haaren ein reichliches Quantum Luft haften bleibt. Bei den Hydrolampiden und Acontropiden sind die Atemöffnungen, die sogenannten Stigmata, der jugendlichen Raupe vollständig verklebt, so daß der Gasaustausch durch die Gesamtoberfläche der Haut von Statten geht. Bei den erwachsenen Tieren hingegen sind Stigmata vorhanden, und die Luftaufnahme erfolgt dann in der gleichen Weise wie bei der Palustris-Raupe; nur sind es hier eigenthümliche Sculpturen der Haut, die zum Festhalten der Atemluft dienen. Bei der Raupe des Acontropus niveus jedoch fehlen solche Hautsculpturen; dafür besitzen aber die Stigmata einen Ver schlußapparat, und es ist wahrscheinlich, daß diese Thiere den von ihren Weidpflanzen ausgeschiedenen Sauerstoff zur Atmung benutzen und ihn in ihren weiten, offenbar als Luftreservoir dienenden Tracheenröhren aufspeichern. Die weitestgehende Anpassung an das Leben im Wasser zeigen die Paraponty-Raupen, die im Alter wie in der Jugend ausschließlich durch die Haut atmen. Allerdings ist hier durch eine großartige Oberflächenvermehrung für die Befriedigung selbst eines erheblichen Atembedürfnisses gesorgt. — Erwähnt sei noch, daß einige Schlupfwespen eine amphibische Lebensweise führen. So beobachtete Lubbock, daß die Spezies Proctotrupes, die ihre Eier in Mädelarven ablegt, bis vier Stunden unter Wasser verweilen kann. Auch Agriotypus armatus taucht, um die Eier gewisser Phryganiden (Frühlingsfliegen) anzubohren. — (Prometheus.)

Humoristisches.

— Luftgrenze. Fremder: „Gehört dieser Grund hier schon zu dem Luftort Schnapptweier?“
 Bauer: „Nein der gehört zum Nachbardorf. Die gute Luft fangt erst da drüben hinter dem Grenzstein an!“
 — Weider Trauung. A: „Der Bräutigam sieht ein wenig ernst aus. Da lob' ich mir den Schwiegervater — was der für ein glückliches Gesicht macht!“
 B: „Ja — geben ist seliger als nehmen!“
 — Trost. A: „... So, Ihnen ist der gestrige Abend auch nicht gut bekommen?“
 B: „Nicht nur mir, der ganzen Gesellschaft scheint es heute nicht recht extra zu sein!“
 A: „Na, das freut mich aber — ich hab' geglaubt, es wäre bloß mir schlecht!“ — (Flieg. W.)

Notizen.

— Lady Mandolph Churchill, die Wittve des vor einigen Jahren verstorbenen englischen Staatsmannes, giebt demnächst eine neue litterarisch-politische Vierteljahrschrift, betitelt „The Anglo-Saxon“, heraus. —
 — „The Sudan Gazette“ nennt sich ein neues Blättchen, das als Amtsblatt der unter Lord Kitchener eingesetzten neuen Regierung des Sudans in Omdurman erscheint. Die erste Nummer ist, wie die „Köln. Zig.“ mittheilt, vom 7. März datirt, von der Amtsdruckerei des Sudans in Omdurman gedruckt, und veröffentlicht an erster Stelle die Vereinbarung zwischen der englischen und ägyptischen Regierung über die künftige Verwaltung des Sudans. Auch der Rest besteht ausschließlich aus amtlichen Schriftstücken und Ankündigungen und einigen Zeitungsanzeigen. Das Ganze ist auf vier Seiten in Parallelsolonnen englisch und arabisch gedruckt. —
 — Als nächste Aufführung der „Historisch-Modernen Festschmucke“ wird in der kommenden Woche „Amphitryon“ von Heinrich von Kleist im „Neuen Theater“ gegeben. Das Werk erscheint zum ersten Male auf einer Bühne in Berlin. —
 — „La Gioconda“, das neue Drama von Gabriele d'Annunzio, wird in der nächsten Woche zum ersten Male mit Frau Duse und Jacconi in Palermo gegeben. —
 — In der Delegierten-Versammlung der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, die am Donnerstag in Berlin tagte, gelangte folgender Antrag zur einstimmigen Annahme: „Der der vorigen Delegierten-Versammlung vorgelegte Antrag, eine Genossenschafts-Agentur im Verein mit dem Bühnenverein zu gründen, ist durch Austritt des letzteren hinfällig geworden. Wir beauftragen den Centralausschuß, der nächsten Delegierten-Versammlung eine erschöpfend ausgearbeitete Vorlage zur Gründung einer selbständigen Genossenschafts-Agentur zu machen.“ —
 — Die Bürgerchaft von Bremen hat eine umfassende Erweiterung des Stadttheaters beschlossen und die Mittel hierfür bewilligt. —
 — Zum Handelschau-Kongress in Venedig, der am 4. Mai d. J. eröffnet werden soll, sind bereits über 300 Anmeldungen eingegangen. —
 — Eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung und Vermessung der Gegend des Keniaberges in Britisch-Ostafrika wird binnen kurzen England verlassen. —
 — Ein Radler-Denmal soll in Aberdare (England) dieser Tage errichtet werden. Das ist schon die zweite Ehrung dieser Art, die einem Radler zu teil wird. —